gen, neben der Selbsterzeugung, auf die Weise vor sich, daß ein großartiger Verleger einzelne Zweige seines Verlages in bestimmten Richtungen, die er gehörig ausgebeutet hat, veräußert. Jede solche auf die eine oder andere Weise neuentstandene Buchhandlung bewegt sich bald selbstständig mit größter Betriebsamkeit, und jede hält sich bald für die erste, wie Tschou-kang für die erste Stadt in der Welt. Es scheint nämlich, daß eine gewisse Eigenthümlichkeit des chinesischen Charakters bei den Buchhändlern von Tschou-kang am schärfsten ausgeprägt ist. Die Chinesen nennen bekanntlich ihr Land Tschon-kue, das Reich der Mitte; alle übrigen Völker der Erde erscheinen ihnen wie Bettler, die um sie herum lagern. So glaubt nun wieder Tschou-kang, trotz seiner südöstlichen Lage, die Mitte nicht nur von China, sondern von ganz Asien zu sein. Ein feiner und besonders patriotischer Buchhändler von Tschou-kang hat sogar auf schönem Reispapier in leuchtenden Farben eine Karte herausgegeben, auf welcher durch zierliche Kreise und künstliche Berechnungen der Beweis geführt werden soll, daß seine geliebte Vaterstadt der Mittelpunkt des eigentlichen Asiens sei.

Es ist leicht einzusehen, daß solche Ueberzeugungen bei dem Tschou-kanger Buchhandlungen ein hohes Selbstgefühl erwecken müssen, und dieses giebt ihnen für ihre zahlreichen Unternehmungen einen bewundernswürdigen Muth, durch welchen oft zum Erstaunen bedächtiger Leute ein außerordentlicher Erfolg errungen wird. Sie kommen dadurch aber auch zu dem Glauben, daß es außer Tschou-kang gar keinen, wenigstens keinen zeitgemäßen Buchhandel gebe. Deshalb betrachten sie auch ein sonst werthvolles, aber außerhalb Tschou-kang gedrucktes, Werk wie ein verlorenes Gut, das bei ihnen erst seinen Herrn und seine zeitgemäße Gestalt zu erhalten habe.

Ueberhaupt verhält sich der Buchhandel in Tschou-kang zu dem übrigen, wie ein betriebsames wohlgeordnetes Fabrikwesen zu den vereinzelten Bestrebungen von Gelehrten, Künstlern und Handwerkern. Wie diese von ihren Entdeckungen, Erfindungen und Verbesserungen gewöhnlich nicht den Gewinn zu ziehen wissen, den speculative Köpfe hernach damit erzielen, so geht es auch der chinesischen Literatur im Verhältniß zu den Tschou-kanger Verlegern. Diese haben immer die große Masse der Chinesen vor Augen, und wo ein Werk erscheint, das sich für wenigstens 10,000 Käufer aus einer fremden Sprache übersetzen oder aus der gelehrten (Kou-ouen) in die populäre Sprache (Hiang-tan) verarbeiten läßt, da sind sie dahinter her, entweder einer oder gleich mehrere. Doch geben sie nie zu, daß sie damit etwas nachahmten, sondern die von ihnen ausgegangene Idee der populären Verbreitung scheint ihnen bei allen ihren Unternehmungen so die Hauptsache, daß sie sich selbst wie die Urheber des Schi-king oder des Tschong-yong vorkommen, wenn sie diese vor mehr als 2000 Jahren geschriebenen Bücher dem chinesischen Publicum in zeitgemäßer Ausstattung zu wohlfeilen Preisen anbieten.

Viele Gelehrte des ersten Grades (Sieut-sai) sind nun den Buchhändlern bei ihren Unternehmungen behülflich und längst gewohnt, ihre Bestellungen in Tagelohn auszuführen. Die gewöhnliche Bezahlung ist 30 — 50 Candarins (1 fl. bis 1 fl. 45 kr.) für den Tag, wozu öfter noch Wohnung im Hause, zuweilen auch jährlich eine neue Jacke kommt. Die Thätigkeit der Buchhändler sucht freilich auch die berühmten Namen der Gelehrten des zweiten Grades (Kiugin) und gar des dritten und höchsten (Tsin-sse) auf. Doch vergreifen sich bei diesen zuweilen die Tschou-kanger Verleger, und bestellen zum Beispiel bei einem Mandarinen des Hu-pu (hohem Finanzbeamten) ein Rechenbuch. Der Mandarin lacht über die Zumuthung, freut sich aber doch über die 50 Taels (etwa 180 fl.), die ihm für den Bogen geboten werden, und nimmt sich vor, bei dem nächsten großen wissenschaftlichen Werke sich von seinem Verleger ein ähnliches Honorar auszubedingen. So tragen die Tschou-kanger Verleger viel dazu bei, auch bei solchen Unternehmungen, zu deren Ausführung sie nicht gelangen, und welche eigentlich dem Geiste Tschou-kangs fremd sind, die Honorare zu steigern und erwerben sich dadurch ein Verdienst um die asiatischen Gelehrten. Denn natürlich beschränken sie sich mit ihren Anerbietungen und Aufforderungen nicht auf China allein. Ein Verleger in Tschou-kang bestellte z. B. bei einem berühmten englisch gebildeten Chemiker in Calcutta eine Anleitung, Reisbrod zu backen. Der Chemiker war gegen die geboten 500 Rupien (etwa 560 fl.) nicht unempfindlich und versprach, das Buch zu schreiben. Da er jedoch zu einer Schrift, die er hatte machen lassen ohne etwas davon zu verstehen, seinen Namen nicht geben wollte, so zerschlug sich leider der Handel, und es blieb ihm nur die Erfahrung, daß man für 3 bis 4 Bogen 500 Rupien Honorar bekommen könne. Doch hat der Chemiker diesen Vortheil noch nicht nutzen können, weil er keinen Verleger fand, der sich getraut hätte, von chemischen Untersuchungen 10000 Exemplare zu drucken und sie nach Verhältniß des Werkes über Reisbrod zu honoriren.

Man kann hienach leicht ermessen, daß die Zahl der wissenschaftlichen Werke, welche Tschou-kang liefert, nicht bedeutend sein kann. Dagegen wird neben der populären Literatur vorzüglich die schönwissenschaftliche gepflegt. Nicht nur die Dichter und Romanschreiber aller fremden Nationen werden von Tschou-kang aus in billigen Uebersetzungen verbreitet, sondern auch die lebenden chinesischen Classiker und die Erben der verstorbenen finden in Tschou-kang den besten Markt. Denn hier werden die Verlagsrechte zu den höchsten Preisen gekauft, und doch dem Publicum die Bücher äußerst wohlfeil geliefert. In diesem Punkte erwerben sich die dortigen Verleger durch ihren Muth und Unternehmungsgeist die größten Verdienste und verpflichten sich die Schriftsteller sowohl als die Leser zu Dank. Denn wenn auch hiebei neben großem Lobe ein Tadel auszusprechen ist, so trifft er nicht die Verleger, sondern die Tschou-kanger Gelehrten des Grades Sieut-sai, welche oft ihr Tagelohn und ihre Jacke mit Sünden verdienen, wenn sie die Anordnung und Correctur der Werke chinesischer Classiker zu besorgen haben. Die Correctur pflegt so zu sein, daß man nicht eine gewöhnliche Nachlässigkeit, sondern irgend eine Absicht dabei vermuthen muß. Vielleicht, daß sie dem Leser den Werth einer corrigirten Seite recht anschaulich machen wollen, indem sie die nächste ganz uncorrigirt lassen. Dagegen werden sinnentstellende Fehler mit musterhafter Treue bei allen Ausgaben wiederholt, und Verse, die ein-